

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 236. Bromberg, den 14. Oktober 1931.

Ines und Juliane.

Roman von Brünhilde Hofmann.

(1. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Als ter Steegen die Schritte seiner Tochter auf den Stufen hört, taucht sein Kopf hinter der Zeitung auf. Der graue Scheitel liegt tadellos über einem feingeschnittenen Gesicht mit hellen Augen und schmalem, glattrasiertem Mund. Sein Kragen ist mehr als weiß. Von dem hechtgrauen Anzug bis zu den hellen Gamaschen und Schuhen bietet Hendrik ter Steegen ein Bild bester Gepflegtheit.

„Guten Tag, Hendrik!" begrüßt ihn die Tochter und befestigt die übliche Miniaturrose in seinem Knopfloch.

„Guten Morgen, July!" erwidert ter Steegens sympathischer Bariton. „Schon unterwegs gewesen? Gut abgeschnitten?"

Juliane gießt schwarzen Tee in die Schalen, Rahm dazu und nickt. „Danke — ja. Es läßt sich ganz nett an. Hundertzehn Kilometer im Durchschnitt. Ich denke, für Ostende reicht das."

„Mir wäre es freilich lieber, wenn du etwas weniger halsbrecherische Passionen hättest. Ein Fehler deiner Erziehung, der das weibliche Element fehlte. Ich hätte rechtzeitig wieder heiraten sollen. Deinetwegen."

Juliane, die Clever einen Wurstzipfel zugeworfen hat, entgegnet: „Ich dachte eigentlich, Hendrik, du hättest das meinetwegen nicht getan?"

Ter Steegen seufzt lächelnd und läßt die eingegangene Post durch die Hände gleiten. Die Briefe sind schon geöffnet.

Eine exzentrische Handschrift in violetter Tinte kennt Juliane ganz gut; auch den Duft dieser Blätter. Als ter Steegen schweigt, fährt sie fort: „Daß ich in deinen Augen ein erzieherisches Fiasko bin, tut mir ja leid. Willst du vielleicht doch noch heiraten? Obgleich es ja inzwischen, was mich betrifft für erzieherische Zwecke etwas zu spät wäre." Aus dem schmerzhaften Ton dieser Worte hört der Konsul einen leisen anderen Klang.

„Mal sehen!" er schiebt das Heiratsprojekt zunächst beiseite. „Also, heute nachmittag willst du nach Ostende?"

„Ja", nickt Juliane. „Heute ist Freitag, und das Rennen wird am Sonntag gefahren."

Ter Steegen zündet sich geruhsam eine Importe an. „Mir scheint übrigens, July: Was die Heiratsfrage anlangt, so kommst du zuerst dran. Hier ist jemand, der sich um dich bewirbt."

Juliane wischt sich mit der Serviette über den Mund, legt sie weg und sieht ihren Vater an. „Ich bin ahnungslos. Ist das ein Scherz von dir, Hendrik?"

„Ganz ernsthaft, Juliane!" Ter Steegen wechselt den Ton. „Mr. Mackenzie aus Adelaide schreibt mir in diesem Sinn."

Josaphat Mackenzie? Juliane erinnert sich seiner ganz gut. Dieser kurz angebundene, gedrungene Minenbesitzer hat sie in seinem Wesen zuweilen an Napoleon denken lassen. Ein besonders hinkender Vergleich — aber dennoch... Juliane ter Steegen steht den ihrem Alter eigentlich zustehenden Heiratsgedanken an sich reichlich fern; diese unvermittelte Werbung kommt ihr besonders unwirklich vor. „Warum will er mich heiraten?"

„Warum?" Der Konsul macht ein unbefangen-überraschtes Gesicht. „Du wirst ihm eben gefallen haben, denke ich."

„Ich kann mir das nicht denken." Juliane schüttelt den Kopf. „Er kennt mich doch kaum."

Sie klopft sich eine Zigarette zurecht; der Konsul reicht ihr Feuer. Warum glaubt sie das nicht? denkt er dabei. Die meisten Mädel hätten es geglaubt. Es wäre auch für sie besser gewesen. „Natürlich kommt hinzu, daß auch sonst die beiderseitigen Verhältnisse hübsch zueinander passen."

Juliane ist aufgestanden und hat sich auf die Balustrade der Terrasse gesetzt. Der blaue Rauch der Zigarette weht von ihren Lippen in die Sonne. Sie hat den Kopf zur Seite gedreht und blickt in den Garten. „Du meinst wegen der Standard-Anteile, in denen du meine Mitgift angelegt hast?"

„Vielleicht auch das", gibt der Konsul zu.

Der Terrier hat sich mit den Vorderpfoten gegen die Balustrade gestemmt und kläfft ungeduldig, die blanken Augen durchbohrend auf das Gesicht seiner Herrin gerichtet. Juliane beugt sich hernieder und hebt ihn herauf.

„Wie stellst du dich zu der Frage — im Prinzip, meine ich?" fragt ter Steegen, nachdem er eine Weile hinübergesehen hat.

„Noch gar nicht." Juliane streichelt nachdenklich Clevers weißes Fell. „Und du?"

„Mein Verstand sagt, daß es vielleicht ganz gut wäre, wenn du dich dazu entschließen könntest. Aber ich will dich, mein liebes Mädel, keinesfalls beeinflussen."

„Ein reicher Schwiegersohn wäre dir erwünscht?" fragt Juliane in den Garten hinaus.

„Ich muß an deine Zukunft denken, Kind."

„Weißt du, Hendrik, ich habe nie das Gefühl gehabt, daß ich nur leben könnte, wenn jemand anders für mich sorgt. Deshalb brauche ich also nicht zu heiraten. So etwas tut man doch schließlich nur — —"

„— — wenn man einen Mann liebt", ergänzt der Konsul lächelnd. „Das ist im Leben nun nicht ganz so."

„Doch!" versichert Juliane. „Für mich jedenfalls."

„Hör mal!" Ter Steegen faßte seine Tochter aufmerksam ins Auge. „Hast du irgendeine bestimmte Absicht?"

„Keine Spur. Fürchte nichts, Hendrik! Das ist eine Prinzipienfrage, weißt du. In diesem Falle denke ich mir die Sache so: Mackenzie ist sicher auch nicht bis über beide Ohren in deine Tochter verliebt — über Länder und Meere hinweg, sozusagen. Er denkt: Wir sind reich; meine Mitgift würden die hunderttausend Pfund Shares seiner Minen sein. Du hast also klug gehandelt, wenn du damals große Hoffnungen auf diese Shares setztest."

Konsul ter Steegen ist verblüfft. Das mußte wohl auch eine Eigenart der modernen Mädchencharaktere sein, derart scharf und nüchtern über Dinge zu urteilen, die man ihnen von der Gefühlsseite nahezubringen suchte.

„Ich weiß doch ganz gut, Hendrik“, fährt Juliane schonend fort, „daß mein mütterliches Erbe so ziemlich unsere letzte Reserve ist.“

Der Konsul sieht auf die Spitzen seiner Schuhe. „Das darf nicht maßgebend für dich sein, July! Das kommt nicht in Betracht, wenn dir der Mann unsympathisch ist.“

„Das will ich nicht sagen.“ Juliane gleitet von ihrem Balustradenplatz herunter. Clever springt ihr nach. „Kommt er her?“

„Nein. Aber sein Generalsekretär, Prinz Vitry — du erinnerst dich? wird in diesen Tagen eintreffen.“

„Als Freiwerber? In den nächsten Tagen schon? Kommt dir das nicht ziemlich eilig vor?“

„Es scheint so seine Art zu sein. Er denkt sich nichts dabei.“

Aber Juliane ist im Gegenteil der Ansicht, daß Josaphat Mackenzie sich bei allem, was er tut, entsprechend viel denkt. Eine Heirat ist bei diesem Mann sicher auch kein Gedicht aus dem Stegreif. „Ich muß es mir überlegen“, erklärt sie. „Will sehen, was sich tun läßt. Aber blindlings geh ich auf den Handel nicht ein.“

„Wieso Handel, July?“

„Gewiß“, beharrt sie, „es ist einer. Und wenn er ehrlich und verständig ist, hab' ich nichts dagegen; ich weiß doch, Hendrik: Entweder muß ich Josaphat Mackenzie heiraten oder du Dina van der Velde. Sonst ist Rosenpoort nicht mehr lange zu halten. Und es ist doch Mutters Heimat!“

„Juliane!“ Der Konsul greift mit einer raschen Bewegung nach der Hand seiner Tochter.

Aber fast ungestüm entzieht sie sich ihm und geht an ihm vorüber ins Haus. „Also, ich fahre heute nachmittag nach Ostende!“ ruft sie von der Schwelle zurück, ohne sich nochmals umzusehen. „Du hörst bald von mir, Hendrik!“

*

Ines Discail steht in ihrem Zimmer — es ist eines der weniger teuren in der Pension de Bruyker in Antwerpen. Sie steht vor dem Waschtisch. Als es klopft, ruft sie gewohnheitsmäßig „Herein!“ Denn alles vollzieht sich an jedem Morgen genau so: Der Wecker läuft ab — man steht mit möglichster Verzögerung auf, zieht sich an — nachher bringt das Mädchen das Frühstück, das man im Stehen verzehrt. Die Tür klappt wieder zu. Ines Discail drückt noch einmal mit den Händen die Wellen ihrer tizianroten Locken zurecht, dann zieht sie den buntseidenen Kimono über den Schultern zusammen. Er ist aus dem Warenhaus und kostet nur 4,95 Frank, aber das sieht man ihm nicht an.

Im Zimmer riecht es nach Seife und nach den Veilchen, die in einer Schale auf dem Tisch stehen. Sie sind frisch und schön. Aber das Tischtuch hat Flecken, der Kakao ist von einem traurigen Grau und das Brot an den Rändern nicht mehr bestrichen. Jenes nimmt den Kamm, der neben dem Tablett liegt, fort und wirft ihn aufs Bett.

Stehend führt sie die Tasse zum Munde; dabei hängen ihre Blicke an dem Briefumschlag mit den fremden Marken, der halb unter den Teller geschoben ist. Etwas zögernd streckt sie die Hand danach aus. Ines reißt nun doch hastig den Brief auf und beginnt zu lesen.

„Meine liebe Ines! Endlich ist es so weit — —“

Es ist ein langer Brief, an dessen Ende groß und fest „Askan“ steht. Ines hat nicht Zeit, ihn jetzt ganz zu lesen. Die Fortsetzung folgt in der Trambahn — auch wieder im Stehen; denn kurz vor neun sind die Wagen stets überfüllt.

Im Anwaltsbureau des Dr. Eugen de Hemptin deckt Ines Discail vorläufig nur ihre Schreibmaschine ab und überfliegt dann den Brief Askan Molitors noch einmal. Blickt nun versonnen zum Fenster hinaus. Da das Kontor hoch liegt, kann man jenseits der Gracht und des Dächerfeldes den dichtgedrängten Mastenwald des Binnenhafens sehen. Weiter liegen die großen Überseedampfer am Kai. An ihnen bleiben Ines' blaugrüne Augen hängen.

Unvermittelt wird die Tür geöffnet. „Nun — so nachdenklich?“ grüßt Hemplin seine Sekretärin. Es liegt kein Vorwurf in dem Ton. Den Überzieher auf dem Arm, den Hut in der Hand, geht er mit raschen Schritten auf die Tür seines Privatbureaus zu. „Kommen Sie in zehn Minuten zu mir herein, Fräulein Discail!“

Ines hat für Sekunden jenes liebenswürdige Lächeln, dem ein Hauch von Vertraulichkeit anhaftet. Als die Tür sich hinter dem Chef geschlossen hat, erlischt es.

Es ist also so weit, daß sie nach Australien hinüber soll — auf die Farm an der Sankt-Vincent-Bucht, die Askan Molitor in drei Jahren so emsig heraufgewirtschaftet hat, daß man heiraten kann. Allerdings wird man sich noch sehr anstrengen und einschränken müssen; denn der Ankauf der Terrains, die an die Standard-Minen bei Port Adeleide stoßen, hat den Überschuß dieser drei harten Arbeitsjahre verschluckt und wird noch mehr verschlingen. Aber dort liegt die Hoffnung auf eine freie Zukunft. Nicht mit der Farm ist es zu schaffen — nur mit den Schätzen dieses Bodens. Gold —!

Ines hält unwillkürlich den Atem an; die Zähne pressen sich in die Unterlippe, in die Augen kommt ein scharfes Licht. Wenn das wahr würde? Aber — wenn er sich irrt? Zwar ist Askan Molitor kein Phantast; doch ein Geschäftsmann ist er auch nicht. Wenigstens hält Ines ihn nicht dafür, den ehemaligen deutschen Seeoffizier, mit dem sie nun fast vier Jahre heimlich verlobt ist und den sie seit drei Jahren nicht mehr gesehen hat.

Zweifellos war Askan Molitor damals der Gegenstand eines Gefühls, das Ines Discail mit Liebe bezeichnete. Immer blieb er im Hintergrund ein Gegenstand der Hoffnung — eine Gewohnheit, von der man sich nicht gern trennte. Aber wie war das jetzt? Er würde das Haus einrichten, ihr das Reisegeld schicken; man würde heiraten, arbeiten, sparen, auf manche Annehmlichkeit verzichten, aber schließlich und endlich sehr glücklich sein.

Neben Ines schnurrt der Hausapparat. „Liebes Fräulein Discail, ist vielleicht Ihre Uhr stehen geblieben?“ fragt Hemptins Stimme etwas gereizt.

Verzeihung, Herr Doktor — ich komme sofort!“ Sie greift nach Bleistift und Stenogrammblock und geht zur Tür des Privatbureaus.

Das Pult des Bureauvorstehers ist noch leer — nur seine Schutzmanschetten stehen dort; er selbst ist auf dem Gericht. Das Butterbrot, das seine Frau ihm eingepackt hat, liegt neben dem Tintenfaß. Das Jackett mit blanken Ellbogen hängt über der Stuhllehne, pedantisch ordentlich, wie Karsten Kerkhoove alles macht, bis zu den Eintragungen in sein Taschenbuch über 50 Centimes Fahrgeld und 15 Centimes für eine Schachtel Streichhölzer.

Im Augenblick des Vorübergehens denkt Ines Discail, daß es vielleicht doch am besten sei, den armen Farmer an der Sankt-Vincent-Bucht zu heiraten, zu arbeiten, zu sparen und zu hoffen — auch ohne restlos die Freuden des Lebens zu genießen.

„Ist Kerkhoove schon zurück?“ fragt Hemptin, als Ines eintritt.

„Nein, noch nicht.“ Sie setzt sich auf den Stuhl neben dem Schreibtisch. Hemptin steht am Fenster; das Licht fällt über ihn hinweg voll auf sie. Sie blinzelt gegen die Sonne hinüber.

Er hält ein Telegramm in der Hand und scheint über den Inhalt nachzudenken. Er steht mit vorgebeugtem Kopf; seine Haltung ist, wie immer, etwas salopp. Er ist groß, schlank und gut gekleidet, sieht aber trotzdem leicht nachlässig aus. Auch wenn er jemand ansieht oder mit ihm redet, fehlt dabei stets ein gewisser Ernst, selbst im Gerichtssaal. Vielleicht liegt das daran, daß in den tiefliegenden grauen Augen hinter überzeugender Klugheit immer eine lässige Ironie zu lauern scheint, oder daran, daß die scharfen Falten um den Mund die Maske eines halben Lächelns annehmen, sobald er spricht.

Jetzt zieht Hemptin die Uhr aus der Westentasche. „Ich glaube, um vier Uhr geht ein direkter Zug nach Ostende?“ Dabei blickt er mit hochgezogener Stirn Ines fragend an. „Ja — kurz nach vier. Ich habe über Sonntag da zu tun. Wenn Sie Lust haben, können Sie mitkommen, Ines. Vielleicht brauche ich Sie sogar.“

Ostende — über Sonntag? Bei dieser Überraschung läuft Ines' zartes Gesicht rot an. Es ist zwar nicht das erstemal, daß sie ihren Chef auf einer Geschäftsreise begleitet. Aber Ostende — mitten in der Saison!

„Na?“ Hemptin lehnt an der Fensterbank. Sein Gesichtsausdruck ist, wie immer, undefinierbar. „Keine Lust?“

„Doch. Aber ...“ Ines macht mit der Hand eine vage Bewegung zum Haar. „Ich würde natürlich sehr gern mitfahren, Herr Doktor —!“

„Schön. Ich verstehe ... Selbstverständlich finanziere ich das Unternehmen. Wenn Sie noch etwas dazu brauchen, besorgen Sie sich das! Ja?"

Mit einem kurzen Seitenblick auf Ines, die flüchtig und etwas unsicher nickt, setzt er sich an den Schreibtisch, legt das Telegramm neben sich und füllt einen Scheck aus. Ines benutzt diesen Moment, um einen versteckten Blick auf das Formular zu werfen. „Muß dich dringend sprechen .... Erwarte dich Sonnabend Ostende, Hotel Cintra ... Juliane."

Sehr merkwürdig! Wer ist denn plötzlich Juliane? Und dazu soll sie mit nach Ostende? Aber, in Gottes Namen, was geht es sie an? Ines atmet unwillkürlich und aus ungeklärten Gründen erleichtert auf; doch ein klein wenig enttäuscht ist sie sonderbarerweise auch.

Dr. de Hemptin wendet ihr sein lächelndes Gesicht zu. Er scheint sich über irgend etwas für sich allein zu amüsieren. „So. Ich denke, das reicht. Ich habe im Augenblick nichts weiter zu tun für Sie. Wenn Kerkhoove kommt, schicken Sie ihn gleich herein! Sie können dann gehen. Wir treffen uns an der Sperre."

Ines nimmt den Scheck, tut, als hätte sie die Summe gar nicht angesehen, dankt. Fünfhundert Frank ... Während sie draußen Hemptins Scheck neben Molitors Brief in ihr Handtäschchen schiebt, ist ihr Kostenüberschlag schon fertig.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Ehrenmänner.

Skizze von R. Di Mayo.

Vor der gähnenden Leere seines erbrochenen Geldschrankes mußte Bussi unwillkürlich lachen. Zum Glück war niemand anwesend, denn man schätzte ihn in Handelskreisen als ernsten Kaufmann. Er überlegte freudestrahlend, wie hoch sich der Verlust belaufen könnte, und schlug rasch in seinen Büchern nach, um nicht fehl zu gehen. Das Kassabuch, in dem er gewisse Eigenentnahmen nicht zu verzeichnen pflegte, wies — offiziell — einen sehr beträchtlichen Barbestand auf. Mit steigendem Behagen grub der Bestohlene dann aus seinem Schreibtisch unter einem Wust von Papieren ein Bündel Banknoten aus, das er am Vorabende aus reiner Faulheit da hineingestopft hatte, statt es in der eisernen Kasse zu verschließen. Inzwischen setzte er eine den Umständen angemessene Begräbnismiene auf, die er eine Weile in seinen Gesichtszügen Wurzel fassen ließ, wonach er mit aufgeregten Gebärden auf die Straße stürzte.

Bussi war gegen den Diebstahl von Bargeld nicht versichert, verfügte auch über keine großen Rücklagen. Der Einbruch wurde deshalb schmerzlich beklagt, am meisten von der Bank, etlichen Lieferanten und ein paar Freunden, die ihm Geld vorgeschossen hatten. Er nährte sich einige Zeit von schwarzem Kaffee, magerte stark ab, erregte allgemeines Mitleid und schloß mit seinen Gläubigern einen Ausgleich. Sein guter Ruf hatte nicht gelitten, so daß er das Geschäft bald wieder aufnahm. —

Erfolgreichen Finanzleuten stoßen bekanntlich leicht kleine Mißgeschicke im Eheleben zu. Andeutungen aus Freundeskreisen ließen Bussi wenig Zweifel über sein Schicksal. Anonyme Briefe brachten ihm sogar genaue Einzelheiten von abendlichen Besuchen eines jungen Mannes. Bussi fühlte sich wie aus allen Wolken gefallen. Seine Frau, die er vor nicht langer Zeit als Witwe reiferen Alters geheiratet hatte, war ihm bisher als das Vorbild einer treuen Ehegenossin erschienen. Diese offenbare Heuchelei empörte ihn um so mehr. Bussi verstand in solchen Dingen keinen Spaß, weshalb er einen Revolver kaufte und sich zähneknirschend zum Äußersten entschloß.

Die Nachtbrise wehte den süßen Duft von Orangenblüten durch finstere Vorstadtgärten. Eine schwarze Gestalt näherte sich der Rückseite einer Villa und stieg behutsam durch ein unbeleuchtetes, offenstehendes Fenster in die ebenerdige Wohnung. Lautlos glitt der Eindringling in die Ecke neben dem Fenster, wo ihn die Finsternis verschluckte. Er hatte die Örtlichkeit am Tage ausgekundschaftet. Da mußte der große Lehnstuhl stehen, etwas weiter das breite Ehebett, da drüben dann die Kommode, in deren zweiter Schublade die Dame des Hauses ihren Schmuck zu verwahren pflegte.

Draußen begann in einer Seitenstraße der Motor eines Autos zu schnurren. Plötzlich schweiften die Scheinwerfer des umdrehenden Wagens über die Villa. Während des Bruchteils einer Sekunde war das Zimmer wie von dem Aufzucken eines Blitzes erhellt. Emilio, Einbruchsdieb von Beruf, hatte stahlharte Nerven, aber diesmal fühlte er sich vor Entsetzen an allen Gliedern gelähmt, während sein Gehirn sich unter der Schädeldecke im Kreise drehte: Eine Hand — eine lange, knochige, bleiche Hand — lag auf dem Teppich neben dem Bett. Emilio wünschte sich meilenweit fort, konnte aber keinen Muskel rühren.

Mit einem Male regte sich etwas im Nebenzimmer. Das Öffnen einer Tür, Schritte, Flüstern. Für den Dieb war es höchste Zeit zum Rückzug. Er stand trotzdem wie festgeleimt. Die Hand ...

Nebenan — Emilio wußte, daß dort der Salon war — wurde das Licht aufgedreht. Die Tür zum Schlafzimmer stand eine Spalte offen. Ein Lichtband rollte herein, gerade über die Hand. Der Einbrecher in seiner Ecke fühlte sich einem Herzschlag nahe.

Da zuckte die Hand und zog sich ins Dunkel unter das Bett zurück. Emilio atmete auf: Wenigstens war sie aus Fleisch und Blut! Während er noch zögernd dastand, belebten sich im Salon die Stimmen. Man unterschied zwei: Eine Frauenstimme und die eines jungen Mannes. Sie hatten einen zärtlichen Tonfall. „Mein lieber, lieber Junge!" klang es vernehmlich. Es folgte das Geräusch eines herzhaften Kusses. Die Hand fuhr mit einem Ruck wieder in den Lichtstreifen; sie zitterte. Eine zweite Hand erschien. Dann kroch ein ganzer Mann unter dem Bett hervor und schritt auf den Fußspitzen der Tür zu.

„Möchtest du nicht ein Täßchen Kaffee trinken, Liebling?" fragte die Dame des Hauses. Da wurde die Schlafzimmertür aufgerissen. Die Frau stieß einen Schrei aus. Auf der Schwelle stand ihr Gatte, einen Revolver auf sie gerichtet.

„Bist du ..." — „verrückt", wollte sie sagen, verfiel aber in einen noch schrilleren Aufschrei; denn hinter ihrem Manne trat eine Art Gespenst aus dem Schatten, ein schwarz maskiertes Gesicht, ein langer Arm, mit gespreizten Fingern in einem schwarzen Handschuh endend, der sich langsam erhob. Tack! — der Handschuh griff zu und bemächtigte sich des Revolvers. Der Ehemann taumelte ins Zimmer und brach in ein nervöses Meckern aus.

„Infatrist Bussi — Achtung!"

So bekannt war ihm dieses „Achtung!", so sehr war ihm diese Kommandostimme in Fleisch und Blut übergegangen, daß Bussi unwillkürlich zusammenfuhr und stramm stand.

Es klärte sich auf, daß der junge Hahn im Korbe Frau Bussis Sohn aus erster Ehe war. „Es ist übrigens deine Schuld, daß du nichts von ihm wußtest. Erinnere dich bloß an deine Anzeige in der Zeitung: „Suche zwecks Heirat gutsituierte Dame, kinderlose Witwe bevorzugt..." Ich konnte es aber jetzt vor Sehnsucht nach meinem Kinde nicht mehr aushalten." Die Mama und das Kind wurden mit ihrer Kaffekanne in ein anderes Zimmer geschickt, um einer Aussprache von Mann zu Mann freien Lauf zu lassen.

„Was treibst du hier, Sergeant Emilio?"

„Wußte nicht, daß es deine Bude ist. Vor allem, bedank' dich bei mir. Wenn's nicht wegen des Monte Coccolino gewesen wäre ..."

„Ach ja, wo ist die Zeit hin! Du bist dann verwundet worden?"

„Ai, ai!" Emilio kreischte wie vor Zahnschmerzen. „Verwundet worden, sagt er, der Scheinheilige! Oder weißt du wirklich nichts davon, daß du mich in der Schwarmlinie auf zwanzig Schritt angeschossen hast? Es ist ja wahr, der Infanterist Bussi hatte nie eine Ahnung, ob seine Spritze nach vorn oder nach hinten losging. Jedenfalls habe ich mit deinem herrlichen Beinschuß im Hinterlande herumgelegen, bis der Krieg aus war ... Wie ich erfuhr, daß der Kassenschrank dir gehört, dachte ich, wir wären quitt. Sonst hätten es deine Gläubiger zu Ohren bekommen, wer sie bestohlen hat!"

„Das warst also du? Laß dich umarmen."

„Ich werde dir helfen, du Meineidsgesicht! Was hab' ich mich nicht geplagt, und dann war nichts drin als kalte Luft. Und heute abend, ausgerechnet . . ."

Bussi wurde feierlich. „Ich weiß nicht, wie ich dir danken soll." Er räusperte sich gerührt. „Hör mal, mit deiner Einbrecherei läufst du ein unsinniges Risiko. Es ist nicht nur aus Dankbarkeit, sondern, ganz offen gesagt, zu meinem eigenen Vorteil, wenn ich dir einen Vorschlag mache. Ich habe jetzt ein feines Unternehmen im Hafen, Spedition, Laden, Löschen — kurz, du weißt, was unter den Dockern und Vormännern für Gauner sind. Ich brauche so einen wie dich, um sie im Zaume zu halten. Willst du nicht eine Stelle als General-Chef-Aufseher annehmen?"

„Darüber ließe sich reden, Herr Oberst."

Du wanderst mit.

Auf allen meinen Wegen
klingt neben mir dein Schritt.
Wohin ich geh und wandre,
du wanderst mit.

Oft wenn ich schaudernd zaudre,
zur Flut hinabzusehn,
hör ich in mir dich flüstern:
„Hinübergehn!"

Oft schreckt mich scheues Schweigen
zu mir allein empor,
wenn ich auf Antwort warte
mit meinem Ohr.

Ich möchte manchmal glauben,
du wärest ferner nie,
als wenn du vor mir eiferst:
„Hier bin ich, sieh!"

Und manchmal möcht' ich meinen,
nie wärst du nah mir so,
als wenn ich Arme breite
ins Irgendwo.

Hans Franck.



Bunte Chronik



* **Seine Frau will nicht, daß er Auto fährt.** Mister Laak — er wohnt irgendwo in dem augenblicklich von Sorgen umbrandeten England — ist ein schlechter Ehemann. Seine Frau wollte nicht, daß er Auto lenken sollte. Nicht etwa, weil sie ihm das Vergnügen nicht gönnte, sondern weil es ihre Börse einfach nicht vertrug. Es muß hier ausdrücklich „ihre" Börse gesagt werden, denn Mister Laak hatte mit den Finanzgeschäften nichts zu tun, gehörte zu jenen Glücklichen, die ihren Gläubigern sagen können: „Ich hab' nischt." So mußte also die arme Frau Laak sämtliche Rechnungen bezahlen, wenn der Gatte wieder einmal einen anderen Wagen angerannt oder sonst Schaden angerichtet hatte. Aber jetzt streikte sie, und als ihr Männchen die letzten fünf Pfund Geldstrafe nicht zahlen konnte, ließ sie es ruhig zu, daß man ihn einsperrte. Und nun verlangte sie auch noch vom Gericht, daß dem Unvorsichtigen ein neuer Prozeß gemacht und der Führerschein entzogen würde. Die Verhandlung sollte beginnen, doch Laake fehle. Der Wärter des Polizeigefängnisses macht ein verzweifeltes Gesicht: „Heute morgen war er noch da!" Frau Laak wußte Rat, lief nach Hause, kehrte triumphierend mit ihrem Mann zurück: „Ihm hat es im Arrest nicht gefallen, da ist er nach Hause gegangen. Ich will ihn aber nicht haben. Seine Zeit soll er absitzen. Und den Führerschein hergeben." Was denn auch geschah. Einer so tüchtigen Frau gegenüber muß das Gericht schon entgegenkommend sein.

* **Sieben verunglückte Robinsons.** Sie hatten es sich so schön gedacht, Dick Boiler und seine sechs Genossen, darunter zwei weiblichen Geschlechts, die sich vor einigen Monaten von San Diego aus nach der mexikanischen Insel Guadalupe übersetzen ließen, um dort auf der nur von wilden Ziegen und See-Elefanten bevölkerten Insel ein Robinsonleben zu führen. Um die See-Ungetüme dachte man sich allerdings nicht weiter zu kümmern, aber die vielen Ziegen mußten doch mit Leichtigkeit alles zum Leben Erforderliche liefern und der Verkauf ihrer Häute auch noch einen hübschen Gewinn abwerfen. Leider erwiesen die Ziegen sich als eine arge Enttäuschung, von ihnen war wenig zu holen. Nach Ablauf einiger Monate mußte die Gesellschaft sich eingestehen, daß ihr Unternehmen ein Fehlschlag war. Von dieser Erkenntnis bis zu einer Rückkehr nach dem heimatlichen San Diego war indessen noch ein weiter Schritt, denn das Schiff, das sie gebracht, konnte man erst zum Jahrestage des Beginns des Abenteuers wieder vor Guadelupe erwarten, und bis dahin hätten die sieben noch ebensoviele Monate ausharren müssen. Glücklicherweise lief aber kürzlich die „Tamaroa" vom Küstenschutz der Vereinigten Staaten die Insel an und erlöste Dick Boiler mit seinen Leidensgefährten.

* **Ein riesiger Bolschewistenpalast geplant.** Man sollte gemeinhin annehmen, daß zwischen einem Palast und dem Bolschewismus nur ein recht loser Zusammenhang sein könnte. Etwa so, daß die Sowjetleute eines der Schlösser aus der Zarenzeit niederreißen oder eine Kaserne, ein Obdachlosenheim daraus machen. Diesmal trifft das nicht zu. Die Moskauer Machthaber denken vielmehr allen Ernstes daran, in der Hauptstadt einen Palast des Volkes zu errichten, ein Symbol des Bolschewismus, das alles Ähnliche in den Schatten stellen soll. Die alte Erlöserkirche, die den Russen als bauliches Wunder galt und an der nicht weniger als vierzig Jahre lang mit einem Kostenaufwand von rund dreißig Millionen Mark gearbeitet wurde, soll diesem neuen Palast des „souveränen" russischen Volkes weichen und restlos abgebrochen werden. Mittelpunkt des Neubaus wird ein Riesensaal mit 15 000 Sitzplätzen und einem Podium für 800 Musiker sein. Ein zweiter Saal soll 6000 Menschen fassen. Gleichzeitig ist eine Kleiderablage für 14 000 Menschen vorgesehen. Wahrscheinlich nimmt man in Kreisen der Sowjetmachthaber an, daß die übrigen siebentausend Menschen, die sich bei voller Besetzung im Hause befinden, so arme Schlucker sind, daß sie keine Kleider abzulegen brauchen. Umso besser ist für die 150 ausländischen Diplomaten und die 300 hohen Sowjetbeamten gesorgt, die bei solchen Veranstaltungen natürlich ihre besonderen Logen vorfinden sollen. Rings um die beiden großen Säle werden sich Räume für die Bibliothek mit ihren 500 000 Bänden, die Geschäftszimmer für die 300 Bureaubeamten des Palastes des Volkes, die Restaurationsräume, die riesigen Lese- und Rauchsäle und die ärztlichen Konsulationsräume reihen.

* **Der Thronfolger Al Capones.** Vor einigen Tagen geriet die gesamte Unterwelt Chikagos in größte Aufregung. An Stelle Al Capones, der seines Thrones für verlustig erklärt wurde, sollte ein neuer Gangsterkönig gewählt werden. Die Wahl wurde von den Vertretern der Chikagoer Banditenwelt unter Wahrung strengsten Geheimnisses getroffen. Nicht ein einziger Zeitungsreporter vermochte das Wahllokal ausfindig zu machen. Das Wahlergebnis wurde in allen Zeitungen Chikagos bekannt gegeben. Die Wahl fiel auf einen alten Kameraden Al Capones, den 33jährigen Italiener Pietro de Vato, der nun den hohen Titel „Big Boß" führt. Nach Blättermeldungen sollen über 4000 Chikagoer Banditen dem neuen Führer ihren Treueid bereits geleistet haben. Die hohe Würde konnte aber de Vato vor Unannehmlichkeiten seitens der Polizei nicht schützen. In der Nacht nach seiner Inthronsetzung stattete die Kriminalpolizei dem neuen Gangsterkönig ihren Besuch ab. Die schwer bewaffneten Polizisten drangen in das Schlafzimmer de Vatos ein, der unter Anklage der wiederholten Steuerhinterziehung steht. Auf dem Nachttisch neben de Vatos Bett konnten sechs schwer geladene Browning-Pistolen gefunden werden. Es gehört bereits zur Tradition amerikanischer Bandenführer, daß sie prunkvolle, luxuriöse Villen besitzen. Auch de Vato macht in dieser Hinsicht keine Ausnahme. In den Kellerräumen seiner Villa entdeckte die Polizei eine ausgezeichnet ausgestattete Bar, in der Tausende von Flaschen verschiedener Alkoholgetränke aufbewahrt waren.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.